

# Von einheimischen Giftpflanzen

Autor(en): **Moor, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **24 (1966)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658565>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Von einheimischen Giftpflanzen

Von Arthur Moor

Der Mensch fürchtet Gifte und meidet sie. Er weicht der Giftschlange aus und rührt nicht an Giftpflanzen. Gift gilt als ein Stoff, der schon in kleinen Mengen den menschlichen Organismus schädigt. Den so einseitigen Sinn hatte das Wort Gift keineswegs zu allen Zeiten. Das lateinische «venenum» bezeichnet nämlich gleichzeitig: Gifttrank, Zaubertrank und Liebestrank. Gift hieß ursprünglich «Gabe». Diese Bedeutung des Wortes ist bis heute erhalten geblieben in «Mitgift». Es war anfänglich allerdings eine teuflische Gabe, die dem gereicht wurde, der aus dem Wege geschafft werden sollte. Gift wurde in diesem Zusammenhang schon «Erbschaftspulver» genannt. Handgeschriebene Giftbücher waren im Altertum stark verbreitet. Sie gaben Auskunft über Art und Wirkung der Gifte. An Festtafeln wurde ab und zu ein Salzfaß aufgestellt, das mit verschiedenen Gegenständen behangen war, die als Probersteine für Gift dienten.

So wie beim Menschen Lob und Tadel oft nahe beieinanderliegen, so verhält es sich auch beim Gift der Pflanzen: schädliche Giftwirkung und wohltätige Heilwirkung sind irgendwie vereint. Halten wir uns an die Aussage des großen Arztes und Philosophen aus Einsiedeln, Paracelsus (gestorben 1541): «Alle Dinge sind Gift, und *nichts* ist Gift. Allein die *Dosis* macht es, daß ein Ding kein Gift ist.»

Greifen wir aus dem bunten Strauß einheimischer Giftpflanzen gleich die gefürchtetste heraus: Die *Tollkirsche* (*Atropa Belladonna*). Fraglos ist es eine «schöne Frau», aber nicht minder eine verführerische. Mannshoch steigt die strauchige Staude auf aus niederem Buschwerk lichter Schlagstellen. Aus den rutenförmigen Zweigen wächst üppig sattdunkelgrünes Blattwerk heraus, und dazwischen hängen trübviolette Blütenglocken von auserlesener Schönheit, geschützt vom fünfzipfligen Kelch. Die knapp kirschengroße Frucht zeigt sich erst in grünem Kleid, um später in ein Violett-schwarz zu wechseln, auf dem der heimtückisch lockende Glanz liegt. Fünf bis sieben Beeren süßlich-faden Geschmacks können den Tod eines Menschen bewirken. Die Pflanze diente schon im Mittelalter der Volksmedizin, aber auch magischen Künsten — vornehmlich als Liebeszauber. Der Genuß der Beeren hat zuerst Heiterkeit zur Folge, später Sinnestäuschungen und Tobsuchtsanfälle. Das Hauptgift Atropin findet in der Augenheilkunde vorzügliche Verwendung, da es die Pupille zu erweitern vermag. Seltsamerweise werden die sehr giftigen Samen von Amseln und Drosseln gefressen, ohne daß die Vögel Schaden nehmen. Ein Forscher fand im Magen eines geschossenen Fasans gegen fünfzig verdaute Beeren!

Neben diesem todbringenden Nachtschattengewächs, zu dem auch die Tomate und die Kartoffel zählen, stellt sich die *Einbeere* (*Paris quadrifolia*) schon in helleres Licht. Das Lilien-gewächs, in seinem aufrechten Wuchs biedern Stolz und stille Schönheit verratend, ist ein Kind des lockern Laubwaldes. Über dem Blätterquirl (vier Blätter, ab und zu fünf) steht im Mai eine einzige grüne Blüte an einem wiegenden Stielchen, schutzbedürftig in zarte Hüllblätter eingebettet. Die blaue Frucht, größer als eine Wildkirsche, die ebenfalls von einem leichten Glanz überstrahlt wird, sieht der Heidelbeere ähnlich. Vor ihrer narkotischen Wirkung beim Genuß sind Kinder zu warnen. Es sollen indessen erst dreißig bis vierzig Beeren Vergiftungserscheinungen hervorrufen. Im Mittelalter war die Pflanze unter dem Namen Wutnachtschatten bekannt. Sie vermochte im Volksglauben ansteckende Krankheiten zu verhüten und wurde zu diesem Zweck in Kleidungsstücke eingenäht.

In feuchten Gebüsch, an Ufern und in altem Gemäuer treffen wir, auf der Erde kriechend



Tollkirsche: blühender Strauch

oder am Gestrüch sich emporrankend, den *Bittersüßen Nachtschatten* (*Solanum dulcamara*). Ein weißes Geflecht zarter Stengel, eine Blüte mit violetter Radkrone, in deren Mitte die gelben Staubblätter zünden, herzförmige Blätter und korallenfarbene Früchte verleihen dem Halbstrauch ein hoffärtiges Aussehen. Die «Saftmale» im Blütengrund stempeln die Pflanze als Insektentäuschblume ab. Der Beerengeschmack ist beim Genuß zuerst bitter, dann süßlich. Das Gift Solanin erregt Erbrechen. Es wird in der Medizin bei Asthmaerkrankungen angewandt.

Ein Kleinod in der Familie der Rachenblütler ist der *Rote Fingerhut* (*Digitalis purpurea*). Seine Heimat sind Bergwälder und Kahlschläge, wo er seine roten, innen weißgetupften Blüten in einer fast meterhohen Traube vom Licht umfluten läßt. Alle Teile dieser prachtvollen Blume, deren Blüten in der Form an den Fingerhut der Näherin erinnern, sind giftig. Die Nützlichkeit der Gift- und Heilwirkung soll besonders beim menschlichen Herzen als Beruhigungs- und Stärkungsmittel zutage treten. Der vorerwähnte Arzt Paracelsus hat die Heilpflanze schon um das Jahr 1500 mit Erfolg bei Wassersucht verwendet. Bei langandauernden Narkosen wurde früher der Digitalis-Extrakt als «Wegzehrung» für das Herz gegeben. Nicht unbekannt ist die Verwendung als Pfeilgift. Die Pflanze wurde bereits im 16. Jahrhundert aus den Bergwäldern in die Gärten verpflanzt, da ihre Heilwirkung geahnt wurde. Zu ihrer Verwandtschaft gehören die Gelbblütler: der Gelbe Fingerhut (*D. lutea*), der Großblütige Fingerhut (*D. grandiflora*) und der Wollige Fingerhut (*D. lanata*).

Schattige, feuchte Stellen, Schuttplätze, Wegränder und Ödland, sogar Gemüsegärten bevorzugt der *Gefleckte Schierling* (*Conium maculatum*). Das Doldengewächs ist auch unter dem Namen Stinkender Schierling und Mäuseschierling bekannt. (Zerriebene Blätter verbreiten unangenehmen Mäuseduft.) Der kahle, hohle, gerillte Stengel steigt bis zu zwei Meter Höhe auf. Sein oberer Teil ist von bläulich-grüner Farbe, der untere trübsüßlich. Die Kenntnis der Pflanze

reicht ins alte Griechentum zurück. Der «Schierlingsbecher», ein Giftrank, der aus dem Gelfleckten Schierling bereitet wurde, war in obern Kreisen heimtückisches Vernichtungsmittel. Platos Schilderung der tödlichen Schierlingsvergiftung von Sokrates ist der älteste Bericht einer Hinrichtung dieser Art! Der Tod tritt ein erst durch Erregung und dann Atemlähmung. Die gräßliche Wirkung des Giftes, das an Pfeilgift (Curare) erinnert, kommt in der Weise zum Ausdruck, daß der Tod nach sehr lang andauerndem Bewußtsein erfolgt. In der früheren Heilkunde leistete das Gift gute Dienste bei Krämpfen und Schmerzzuständen. Verwechslungen der Pflanze kommen vor mit Pastinak und Kerbel. Sie ist über die ganze Erde verbreitet. Im Kanton Solothurn ist sie möglicherweise ausgestorben. Nach Probst wurde sie im Jahre 1936 noch in einem Gemüsegarten in Langendorf und zur selben Zeit auf Schutt in Zuchwil festgestellt.

Das schöne Hahnenfußgewächs der Bergwiesen und lichten Gebirgswälder, dessen blaue Blüten an einen Helm oder Sturmhut gemahnen, nennt sich *Blauer Eisenhut*, Sturmhut oder Wolfswurz (*Aconitum Napellus*). Die Pflanze ist eine typische Hummelblume. Das Insekt findet im Helm bequem Platz und schlürft mit dem langen Rüssel behaglich den Nektar. Die Kenntnis dieses Giftes reicht auch ins Altertum zurück. Die Pflanze fehlte kaum in einem Baumgarten. Schnupfen, Husten und Fieber wurden einst mit dem Heilmittel bekämpft. Auch bei der Ungeziefervernichtung spielte das Kraut eine maßgebliche Rolle. Eine Verwechslung ist des charakteristischen Habitus wegen ausgeschlossen.

Mit der *Herbstzeitlose* (*Colchicum autumnale*) befinden wir uns in der Familie der Liliengewächse. Die Sage weiß zu berichten, daß die krokusähnliche, blaßfleischfarbene Blume aus dem Giftgarten des Königs Kolchis in Kaukasien stammt. Daher die lateinische Bezeichnung. Im Mittelalter wurde sie «Filius ante patrem» (Der Sohn vor dem Vater) genannt, weil die dreifächerigen Kapsel Früchte im Frühjahr, die Blüten jedoch erst im Herbst erscheinen. Die kuge-

Tollkirsche: Früchte



ligen Samen werden nach der Reife vom Wind fortgetragen oder ihrer Klebrigkeit wegen durch Tierhufe verbreitet. Mit der tief im Erdreich sitzenden Knolle ist sie ein schwer auszurottendes Unkraut, das in seiner Lieblichkeit dem Naturfreund näher steht als dem Bauer. Alle Pflanzenteile sind giftig. In der Homöopathie findet sie noch immer Verwendung bei Gicht und Rheuma. Das Vieh meidet die Pflanze, bei unerfahrenen Jungtieren hat sie auch schon Schaden gestiftet.

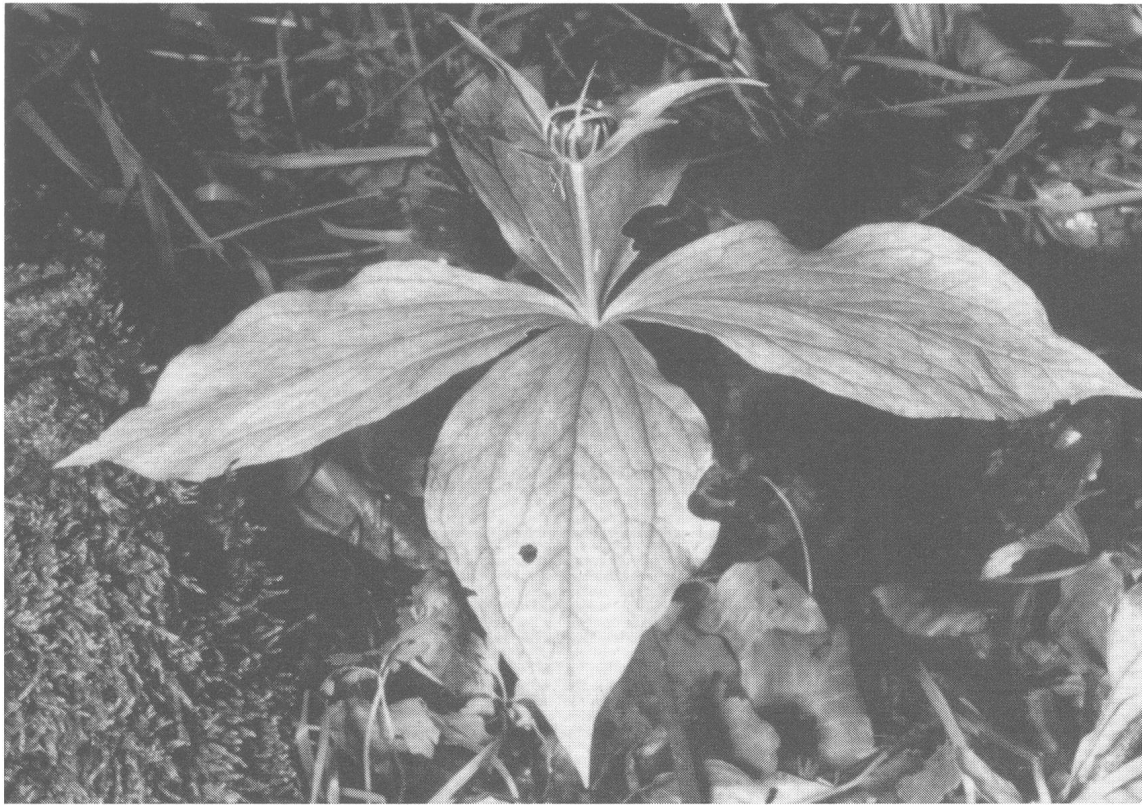
Ein Kind der Auenwäldungen und schattigen Laubwälder ist der *Aronstab* (*Arum maculatum*). Er trägt auch etwa den Namen Zehrwurz, weil die stärkehaltigen Knollen, nach Koch, als Nahrung dienen können. Interessant ist der Bestäubungsvorgang. Die rot bis schwarzviolette Keule, der «Schauapparat», lockt die Insekten an. Die winzigen, mit unbewaffnetem Auge als dunkle Punkte erkenntlichen Fliegen krabbeln zwischen den nach unten sich öffnenden Reusenhaaren durch in die «Fliegen-Kesselfalle» zu den weiblichen Blüten. Diese entwickeln durch eine lebhaftige Atmung soviel Wärme, daß die Innentemperatur des Kessels schon bis zu 16 Grad Celsius über die äußere Lufttemperatur anzusteigen vermochte. Solche Wärmestuben beherbergen gelegentlich unglaubliche Mengen kleinster Fliegen. (Über dreitausend!) So vollzieht sich die Bestäubung mit Sicherheit. Nach erfolgter Bestäubung welken und verdorren die Reusenhaare, und der Weg in die Freiheit steht den kleinen Besuchern wieder offen. Und wie schön ist die pflanzliche Vorsorge; denn nach der Bestäubung sondert jede Narbe ein Nektartröpflein ab als Nahrung für das gefangene Insekt. Im Herbst leuchtet der reifende Blütenstand mit den kugeligkantigen, korallenroten Beeren. Der Aronstab galt früher als Heilmittel gegen Erkältungskrankheiten. Die Giftpflanze beschäftigte auch den Volksaberglauben. Sie sollte, in die Wiege gelegt, kleine Kinder vor Unholden beschützen. Da Kinder alles Erreichbare in den Mund zu stecken pflegen, war es natürlich ein ungeeignetes Amulett. Unter der Türschwelle vergraben, um dem Bösen den Eingang zu verwehren, richtete sie indessen kaum Schaden an.

An trockenen Waldstellen, auf Schutt oder in der heißen Steingrube, stoßen wir auf die *Schwalbwurz* (*Vincetoxicum officinale*). Ihre Blätter treten auffälliger in Erscheinung als ihre gelblichweißen Sternblüten. Interessant ist die kreuzweise gegenständige Blattstellung, die eine stärkere Wasserverdunstung verhindert. Die Samen sind mit einem seidigen, schwalbenförmigen Haarschopf ausgestattet, der der Pflanze den Namen eintrug (Windblütler). Im Altertum war der Mensch des Glaubens, das Gift töte Wölfe, Füchse und Hunde, weshalb die Pflanze auch den Namen Hundswürger trägt. Das stark schweißtreibende Gift war früher ein «Volksheilmittel» bedenklicher Art.

Ein häufiges, schönes Liliengewächs ist das *Salomonssiegel* (*Polygonatum officinale*), das der Wurzelfarbe wegen auch Weißwurz genannt wird. Die Blütezeit des Maiglöckleins — gleichfalls giftig — ist ebenfalls hohe Zeit des Salomonssiegels. Typisch für die Pflanze sind die Narben des Wurzelstocks, jene Stellen, wo die vorjährigen Pflanzen gewachsen sind. (Wandernde Pflanze.) Die Narben sehen Siegeln ähnlich, woraus sich der Name erklärt. Am bogenförmig geneigten Stengel hängen weiße, bauchige Glöcklein mit grünem Saum. Die jungen roten Beeren, die mit der Reife in ein Schwarzblau übergehen, rufen beim Genuß Brechreiz hervor. Im Märchen und der Volkssage hat die Pflanze Geltung als «Springwurz», die den Weg zu verborgenen Schätzen bahnt. Sie sprengte angeblich «Fels und Tor».

Die *Mistel* (*Viscum album*), die wintergrüne Schmarotzerpflanze mit ihren grünen Blättern und weißen Beeren, ziert in gewissen Gegenden die Adventskränze. Die Büsche sind auf Laubbäumen, Nadelhölzern und auf Bäumen der Hofstatt anzutreffen. Sie verankern ihre Saugwurzeln oder Senker in die Wirtspflanze. Drosseln verbreiten die beerenartigen Scheinfrüchte. Eigenartigerweise ist der Same nur dann keimfähig, wenn er die Verdauungsorgane des Vogels durchlaufen hat. Die fleischigen Beeren dienten ehemals zur Herstellung des Leims der Leimruten (Vogelfang). Die Giftstoffe der Mistel gehören immer noch zu den blutdrucksenkenden Heilmitteln der Medizin.

Ein stark verbreiteter Bewohner wüster Schuttplätze, zerfallender Mauern und Ruinen aus der Familie der Mohngewächse ist das *Schöllkraut* (*Chelidonium majus*). Des gelben Saftes wegen wird es auch Goldwurz und als Warzenbekämpfungsmittel Warzenkraut genannt. Die erste



Einbeere: Frucht

Blütezeit fällt mit dem Schwalbenrückflug zusammen. Die schwarzen Samen sind mit einem fleischigen, süßen Saft spendenden Anhängsel, dem Arillus, behaftet. Dies ist ein Leckerbissen für die Ameisen, welche den Samen verschleppen und damit die Verbreitung der Pflanze erleichtern. Der orangegelbe Milchsaft, der ab und zu von Kindern geleckt wird, enthält Giftstoffe. Das *Echte Springkraut* (*Impatiens noli me tangere*), verwandt dem oft im Wald ausgedehnte Flächen überwuchernden Kleinen Springkraut, zählt zu den Balsamingewächsen. Die zitronengelben Blüten von füllhornähnlicher Gestalt hängen schaukelnd wie Zwergvöglein an feinen Stielchen. Die Kapsel Frucht springt in der Reife bei der leitesten Berührung auf, und die Samen werden, wie von einer Spannfeder geschleudert, ausgeworfen. Im alten Volksglauben ließ die Pflanze den Samen beim Donnerschlag des Gewitters fallen. Dem Gift wird wasser-treibende Wirkung zugesprochen.

Aus dem Reich der Heckensträucher greifen wir das *Gemeine Geißblatt* (*Lonicera xylosteum*) heraus. Die roten Beeren haben ihm auch den Namen Heckenkirsche eingetragen. Die im Mai erscheinenden Blüten sind gelblichweiße Trichter. Das sehr harte Holz — der Bauer nennt den Strauch «Beinholz» — findet in der Drechslerei Verwendung. Die Beeren enthalten ein zu Brechreiz und unter Umständen zum Tode führendes Gift. Schafen und Ziegen bedeuten die Blätter jedoch Lieblings Speise.

Auf Dämmen, Sandfeldern, an Wegen und Ufern steigt die *Nachtkerze* (*Oenothera biennis*) auf. Die hellgoldgelben Blütenblätter öffnen sich seltsamerweise nur in zwei aufeinanderfolgenden Nächten. In dieser Zeit werden sie von Schwärmern besucht und bestäubt. Die fleischige Pfahlwurzel ist genießbar. Das schwache Gift findet homöopathische Anwendung.

Wen das Glück nicht ganz im Stich läßt, der findet im Getreideacker vielleicht noch einmal die *Kornrade* (*Agrostemma githago*), das blaß purpurgefärbte Nelkengewächs, das auch hin und

wieder als Feldnelke bezeichnet wird. Es ist für dieses Getreideunkraut charakteristisch, daß die Kelchblattzipfel zungenförmig zwischen den Blütenblättern herausragen. Die schwarzen, nierenförmigen Samen enthalten sehr starke Giftstoffe. Im Mehl vermahlen, richten sie bei Geflügel und Schweinen Schaden an. Nach überliefertem Volksglauben galt sie als Pflanze des Teufels und zog den Blitz an, weswegen sie nicht in Kränze eingeflochten wurde. Sie scheint in unserer Gegend als Folge der maschinellen Saatreinigung völlig ausgestorben zu sein.

Ein Sprung vom Getreidefeld zum seichten Gewässer und Weiher bringt uns den *Gemeinen Froschlöffel* (*Alisma Plantago aquatica*) zu Gesicht. Der Name leitet sich ab von den löffelförmigen Blättern. Ein prächtiges Blütenkleid formt sich, da auf drei grüne Kelchblätter drei weiße Kronblätter folgen. Der Pflanzensaft ist für Tiere giftig. Laune der Natur: für die Ziege nicht.

Als eigenartiges Hahnenfußgewächs erweist sich die *Stinkende Nieswurz* (*Helleborus foetidus*). Die oft über einen halben Meter hohe buschige Pflanze ist vornehmlich in halbschattigen Bergwäldern heimisch. Die großen Laubblätter fühlen sich ledrig an, die Kelchblätter sind rot gerandet und die Blumenblätter in gelbgrüne, honigführende Becher umgewandelt. Giftstoffe sind im Rhizom und den Grundblättern zu suchen. Zu medizinischen Zwecken wurde in der Vergangenheit hauptsächlich die allenthalben in Gärten gepflanzte Christrose oder Schwarze Nieswurz verwendet. Ihr gepulvertes Rhizom war stark niesenerregend und wurde deshalb zum wichtigsten Bestandteil des Schnupftabaks.

Eine liebliche Vorfrühlingspflanze, ein Halbstrauch (Zwischenform zwischen Pflanze und Strauch), ist der stark duftende *Seidelbast* (*Daphne mezereum*), dem auch der Name Kellerhals

Aronstab: links: blühende Pflanze; rechts: Blütenstand nach Entfernung des Hüllblattes: Stab-, Reuse-, Staubblätter-Fruchtknoten



oder Zilander eignet. Die Eigenartigkeit dieser bewunderten, unter Naturschutz stehenden Pflanze besteht darin, daß sie zur Blütezeit noch über kein Blattwerk verfügt. Die Nahrung aus Boden und Luft reicht zur Frühzeit nicht aus, um auch das Blattwerk zu bilden. Alle Pflanzenteile sind giftig, vorab aber der Bast der Rinde und die erbsengroßen, scharlachroten Früchte. Der Seidelbast war schon Hippokrates, dem scharfsinnigen altgriechischen Arzt («Vater der Heilkunde») als Arzneipflanze bekannt. Sie zählt zu den giftigsten pflanzlichen Kreaturen Europas. Zehn Beeren sollen ein Pferd töten, die Wacholderdrossel hingegen frißt sie, ohne Schaden zu nehmen. Die Volksmedizin zog sie bei Rheuma und Gicht zu Ehren.

Weitere Giftpflanzen wären: Buschwindrose, Küchenschelle, Blasenstrauch, Bunte Kronwicke, Gelber Lerchensporn, Pfaffenhütchen (Spindelbaum), Gnadenkraut, Wassernabel, Läusekraut, Bingelkraut, Traubenkirsche, Besenginster, Schmerwurz, Weißer Germer und so fort.

Es verhält sich bei den Giftpflanzen wie mit allen Dingen: Blinde Unkenntnis verdammt sie; aber wer mit ihnen vertraut zu werden versucht, der bekommt sie lieb.